Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 6 — Lemberg, am 22. Heuert (Juli) — 1928



5)

Sie fügte noch einige freundliche Worte hinzu und ging dann, um den Diener zu beauftragen.

Carmen sah sich jetzt in ihrem Zimmer um. Es war sauber und behaglich, wenn auch einfach eingerichtet, aber es genügte ihr vollkommen. Sie machte keine Ansprüche und stellte keine Vergleiche an. Sie war eben nicht mehr in Schloß Ulmenhorst. Augenblicklich empfand sie nur eins: „Hier soll für Wochen und Monate deine Heimat sein — hier sollst du leben, denken, fühlen." Viel Zeit, in diesem Raum zu verweilen, würde ihr freilich nicht bleiben. Sie machte sich durchaus keine Illusionen darüber, wenn man ihr den Dienst auch als sehr leicht bezeichnet hatte. Dieses „Leicht" war ein relativer Begriff, der sich verschieden auffassen ließ. Jedenfalls würde sie sich ihr Teil Lebensfreude sichern; Zagen und Bangen war ohnehin nicht ihre Art.

Giovanni, derselbe Diener, der sie von der Bahn abgeholt hatte, trat jetzt ein und brachte ihr das sehr appetitlich hergerichtete Abendbrot.

Als sie ihm freundlich dankte, sah sie es in den schwarzen Augen des jungen Menschen aufglühen.

„Die erste Eroberung," dachte sie amüsiert.

Als sie wieder allein war, genoß sie ihr Abendbrot mit Appetit und packte darauf einige Sachen aus.

Eine Uhr schlug zehn.

Draußen auf dem Gange wurden Stimmen laut. Gewiß begab man sich zur Ruhe.

Sie beschloß das Gleiche zu tun, denn sie war müde von der Reise und wollte morgen frisch und fröhlich ihre neuen Pflichten übernehmen.

Bald lag sie in erquickendem, tiefem Schlummer.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, mußte sie sich erst besinnen, wo sie war. Das war nicht ihr vornehmes Schlafzimmer in Ulmenhorst. Und sie war doch soeben noch im Park gewesen, mit Edgar Laßwitz die breite Buchenallee, die zum Teich mit den Schwänen führte, hinaufgegangen. Er hatte ihr gesagt, daß er sie nicht fortgehen lasse, daß er sie verfolgen werde bis ans Ende der Welt, wenn sie vor ihm fliehen wollte — er ließe sie nicht los, sie müsse sein werden. Ach — sie hatte geträumt —. Nun lachte sie herzlich und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett. Noch im Morgenkleide trat sie ans Fenster, um die frische Luft hereinzulassen.

Ein Ruf freudiger Ueberraschung entschlüpfte ihr. Es war ihr, als wenn man plötzlich ein Gemälde vor ihren Augen aufgerollt hätte.

Da lag der blaustrahlende See, von Bergen und grünen Hängen umgeben, im Sonnenglanz. Auf seinen leicht gekräuselten, wie silberne Perlen dahinflutenden Wellen schaukelten zierliche Barken mit hellen Sonnendächern, ein Dampfer legte soeben an der Landungsstelle an. Und drüben, am jenseitigen Ufer, stiegen von sattem Grün bedeckte Hänge mit Kastanienwäldern, Weinbergen, Mais- und Tomatenpflanzungen auf, einzelne Häuschen und Kirchlein wie bunte Flecken dazwischengesät. Zur Rechten ragte wie ein stumpfer Kegel ein Berg mit grotesken Umrissen, gleichsam aus dem Wasser, in den lichtblauen Himmel hinein. Das mußte der Monte San Salvatore sein, von dem das Sanatorium seinen Namen hatte. Wieder zur Linken stieg ein anderer Berg auf: der Monte Generoso.

Weit beugte sich Carmen zum Fenster hinaus und sah nun weißschimmernde Villen und Hotels an der breiten, mit Kastanienbäumen beschatteten Seepromenade und dahinter Lugano, terrassenförmig und malerisch aufgebaut. Die Sonne spiegelte sich in den Fenstern, daß es wie Feuer darin aufglühte; sie glitt über die Gärten, die wie Oasen zwischen den Häusern auftauchten.

Und immer engere Kreise zogen ihre Blicke, bis sie an dem unter ihrem Fenster beginnenden und sich anscheinend bis zur Seepromenade hinziehenden Park haften blieben. Da gab es üppige Bosketts von südlichen Pflanzen, Palmen, Lorbeer-, Oliven-, Feigenbäume und Taxushecken. Auf dem freien Platz vor dem Hause ließ ein Springbrunnen seine Wasser in Strahlen aufsteigen und in ein großes, von einem Gitter eingefaßtes Bassin fallen. Ringsum war ein Weg mit Ruhebänken, unter Palmen und Lorbeerbäumen versteckt. Rosen und Heliotropen blühten auf den Beeten und sandten ihren köstlichen Duft bis zu ihr hinauf.

Ein unendlich frohes, dankbares Gefühl durchzog Carmens Brust. Wie köstlich mußte es sich hier leben lassen! Es war ihr wie eine Verheißung und Erfüllung uneingestandener Sehnsüchte. Aus diesem Gefühl heraus wuchs die Freude am Leben groß und stark in ihr empor, ihre fast an Sorglosigkeit streifende heitere Lebensauffassung sah die Zukunft in hellen Farben.

Nur schwer riß sie sich los, um ihre Toilette zu vervollständigen. Dann brachte Giovanni ihr das Frühstück und sagte, daß er sie um neun Uhr abholen und zum Herrn Professor führen werde, der sie um diese Zeit zu sprechen wünsche.

Es war nicht mehr lange Zeit bis dahin, und sie mußte sich beeilen, um fertig zu werden.

Als sie dann an Giovannis Seite den langen Korridor entlang schritt, begann ihr Herz doch etwas zu klopfen.

Da öffnete der Diener eine Tür und ließ sie eintreten.

Sie sah sich in einem hohen, vornehm eingerichteten Herrenzimmer, dessen Wände zum Teil mit Bücherregalen und Schränken voll medizinischer Instrumente bedeckt waren.

Vor dem Schreibtisch, über eine Arbeit gebeugt, saß ein Mann, von dem sie vorläufig nur den schön geformten, mit dichten dunklen Haaren bedeckten Kopf und den breiten Rücken sah.

Er schien ihren Eintritt überhört zu haben, denn er nahm keine Notiz davon.

Carmen räusperte sich leicht. Nun wandte er ein wenig den Kopf und sah nach ihr hin.

Ein Ausdruck von Betroffenheit und Staunen glitt über seine Züge, als er die junge schöne Schwester, die wie der lachende Frühlingssonnenschein plötzlich vor ihm stand, gewahrte.

In der nächsten Sekunde stand er auf, ging ihr entgegen und reichte ihr die Hand.

„Schwester Carmen Sigmar?" fragte er kurz, ihre Hand nur flüchtig berührend.

„Jawohl, Herr Professor," erwiderte sie, voll und offen zu ihm aufsehend.

Sie begegnete einem kühl forschenden, ernsten Blick, in dem nichts von einem freundlichen Entgegenkommen lag.

„Bitte — wollen Sie hier Platz nehmen."

Er wies auf einen Stuhl neben seinem Schreibtisch und ließ sich wieder auf seinen vorigen Platz vor dem Schreibtisch nieder.

Das Licht fiel jetzt voll auf sein Gesicht. Es zeigte edelgeschnittene Züge. Ueber der hohen Stirn standen die vollen dunklen Haare zu einem dichten Busch zusammen; an den Schläfen waren sie leicht ergraut. Das Kinn zierte ein voller, stumpfer, kurz gehaltener Bart, und über den Lippen, deren feingeschnittener Rand sichtbar blieb, saß ein kühn geschwungener Schnurrbart. Die aristokratisch gebogene Nase und ein Paar ernste, ausdrucksvolle Augen vervollständigten das Bild, das Carmen von ihrem neuen Vorgesetzten empfing.

„Sie sind mir von der Schwesternstation in Berlin empfohlen worden,“ nahm er jetzt das Wort, „daraufhin habe ich Sie engagiert und hoffe, daß die Empfehlung sich bestätigen wird. Doch — Sie scheinen mir noch sehr jung zu sein.“

„Ich bin schon 24 Jahre alt, Herr Professor,“ gab Carmen, sich unter seinem durchdringenden Blick etwas beengt fühlend, zur Antwort.

„Schon —“ er lächelte flüchtig. „Ich meine, 24 Jahre wären noch sehr jung für den schweren, verantwortungsvollen Beruf, den Sie sich erwählt haben, denn er erheischt eine volle, ernste Hingabe an seine Pflichten.

Carmen fühlte sich durch diese Worte, die einen Zweifel auszudrücken schienen, fast verletzt, aber sie ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich bin mir ihrer vollkommen bewußt, Herr Professor,“ antwortete sie stolz.

„So — nun, das würde mir lieb sein,“ sagte er, seinen Bart langsam streichend. „Es gibt junge Mädchen, die den Beruf der Krankenpflegerin ergreifen, ohne sich vorher über den Ernst und die Schwierigkeit klar zu werden, aus rein äußeren Motiven. Manche — benutzen ihn nur als Mittel zum Zweck — hm — ihre Vorgängerin gehörte zu diesen. Ich — entließ sie deshalb, denn — ich dulde keine Liebeleien in meinem Hause.“

Sekundenlang starrte Carmen den Professor verständnislos an. Dann stieg eine dunkle Röte in ihre Wangen. Mit einem Ruck sprang sie auf. In ihren Augen flammte es.

„Herr Professor — ich —“

„Bitte, wollen Sie sich gefälligst wieder setzen,“ schnitt er ihr das Wort ab, „unsere Unterredung ist noch nicht beendet.“

Sie setzte sich nach kurzem Zögern. Aber in ihr zitterte es vor Scham und Empörung. Sie preßte die Lippen fest aufeinander und sah über den Professor hinweg nach der gegenüberliegenden Wand.

„Kommen wir jetzt zur Sache,“ fuhr er fort, ohne auf seine vorherige Bemerkung noch einmal zurückzukommen. „Was Ihre Tätigkeit hier in meinem Sanatorium betrifft, so wird sie keine besonders anstrengende sein, denn wir haben keine Schwerkranken, sondern nur Erholungsbedürftige, Nervöse, Genesende. Gleichwohl bringe ich alle unerläßlichen Heilmittel moderner physikalischer und diabetischer Kuren in Anwendung, auch alle Arten Bäder, Licht-, Luft-, Sonnenbäder, Massage und dergleichen. Sie haben mir darin hilfreiche Hand zu leisten. Die nötigen Instruktionen erteile ich in jedem Einzelfalle. Halten Sie sich um zehn Uhr bereit, um mich auf meinem Rundgang zu den Patienten zu begleiten, damit ich Sie in Ihre Tätigkeit einführen kann. Worauf ich jedoch ein Hauptgewicht lege, das sind: ein heiteres Gemüt, eine sich stets gleichbleibende Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, ein williges Eingehen auf die Wünsche und Eigenheiten der Patienten. Glauben Sie, diese Eigenschaften zu besitzen?“

Carmen, die den fast geschäftsmäßig kühlen Worten schweigend, mit fest aufeinandergepreßten Lippen zugehört und dabei mit ihrem Unwillen und Zorn gekämpft hatte, zwang sich jetzt zu einer gleichmütig kühlen Erwiderung.

„Ich werde mich bemühen, Sie zufrieden zu stellen.“

„Nun gut, dann wollen wir es also versuchen. Ich füge noch hinzu, daß die Zeit von zwei bis vier Uhr nachmittags und nach neun Uhr abends unbeschränkt Ihnen gehört. Punkt zehn Uhr muß alles zur Ruhe gegangen sein.“

Bei den letzten Worten erhob sich Professor von Hartungen, und Carmen stand ebenfalls auf.

Er zog seine Uhr.

„Es ist jetzt einhalb Zehn — erwarten Sie mich Punkt zehn Uhr unten im Empfangszimmer.“

Carmen verneigte sich leicht und wollte gehen.

„Halt — noch eins!“ rief er ihr nach.

Sie wandte sich langsam wieder um.

„Uebertriebene Empfindlichkeit müssen Sie sich abgewöhnen, wenn wir miteinander auskommen wollen, Schwester Carmen!“

Carmen wurde feuerrot. Sie wollte etwas erwidern, aber er schnitt es ihr mit einem kurzen „Guten Morgen“ ab und ging zu seinem Schreibtisch zurück.

Da eilte sie hinaus.

Draußen blieb sie wie betäubt vor der Tür stehen.

Es war ihr zumute, als wenn sie auf ihre frohe Begeisterung von heute morgen, auf ihre Erwartungen und ihre Schaffenslust plötzlich eine kalte Dusche bekommen hätte.

Das war ja ein vielversprechender Anfang — darauf war sie nicht vorbereitet gewesen. Aber es kommt eben immer anders im Leben, als man es sich vorher ausmalt. Wie stolz hatte sie ihrer Mutter gegenüber geäußert, daß es viel leichter wäre, sich einem Manne als Vorgesetzten, als einer Frau unterzuordnen, und daß es sich dabei nur um berufliche Sachen handelte. Der Professor war sogleich beim ersten Empfang persönlich geworden, beleidigend persönlich sogar. Durfte sie sich das gefallen lassen, und erwuchsen ihr daraus nicht alle möglichen Schwierigkeiten für die Ausübung ihres Berufs? Sie hatte darin schon manche Demütigung hinnehmen, ihr ureigenstes Selbst verleugnen, ihr angeborenes Standesgefühl und ihren Stolz oft genug unterdrücken müssen, aber durch ihr unversiegbar heiteres Gemüt hatte sie sich in die schwierigsten Situationen mit Gleichmut zu finden gewußt, war mit allen Menschen, auch mit oft groben, herrischen oder liebenswürdigen Aerzten und Vorgesetzten gut ausgekommen, hatte mit ihrer Eigenart gerechnet und war weit davon entfernt gewesen, etwas persönlich zu nehmen. Heute fühlte sie sich zum ersten Male gekränkt, beleidigt, gedemütigt. Die hochgeborene Gräfin, die sie bisher kraftvoll verleugnet hatte — auch der Professor ahnte ihren wahren Stand nicht — regte sich in ihr, und viel mehr noch das Weib. Hatte schon die ganze, kühl geschäftsmäßige Art des Empfanges etwas ungemein Deprimierendes, so hatte des Professors Bemerkung von den „Liebeleien, die er in seinem Hause nicht dulde“, jeden Nerv in ihr in Aufruhr gebracht.

Was erlaubte er sich da ihr gegenüber, und was dachte er von ihr? Hinterher hatte er noch von übertriebener Empfindlichkeit gesprochen. Diesen Vorwurf hatte ihr bisher noch niemand gemacht. War sie wirklich übertrieben empfindlich gewesen, wenn sie die Bemerkung als eine Beleidigung auffaßte? Freilich wäre es klüger gewesen, sie hätte sie vollständig ignoriert. Sie ärgerte sich jetzt, daß sie es nicht getan und daß sie ihre vornehme Ruhe und Gelassenheit in diesem Falle verloren hatte. Wozu regte sie sich auf? Diese Bemerkung durfte sie doch gar nicht berühren. Es war töricht von ihr, daß sie ihm ihr Gekränktsein verraten hatte. Lachen hätte sie darüber sollen, das wäre gescheiter gewesen. Sie begriff sich selbst nicht, und als ob sie etwas Versäumtes nachholen müsse, lachte sie jetzt leise und gedämpft. Der sollte ihr nicht ein zweites Mal „übertriebene Empfindlichkeit“ vorwerfen.

Dieser Vorsatz hob ihre Stimmung zusehends, der alte Uebermut brach wieder durch.

Vor einem großen Pfeilerspiegel blieb sie stehen und sah prüfend hinein.

„Wenn du alt und häßlich wärest, hätte er die fatale Aeußerung nicht gemacht,“ dachte sie. Also wegen ihrer Schönheit glaubte er sie niedriger einschätzen zu dürfen. Nun packte sie doch wieder eine zornige Scham. Mit einer heftigen Bewegung strich sie die krausen Löckchen, die sich vorwitzig unter dem kleidsamen weißen Häubchen hervorstahlen, zurück, so daß ihr Haar ganz glatt anlag. Das sah unvorteilhaft aus, vermochte jedoch die Lieblichkeit ihres Gesichts nicht zu beeinträchtigen. Nun lachte sie leise auf und zupfte die Löckchen wieder hervor. Sie wollte doch lieber schön bleiben, trotz ihres schlecht gelaunten Vorgesetzten.

„Ah — unsere neue Schwester!“

Erschreckt und beschämt, daß sie bei ihrem Tun beobachtet worden war, wandte sie sich um und sah sich einem großen, distinguiert aussehenden älteren Herrn gegenüber, der in Decken gehüllt war und auf Filzschuhen ging. Daher hatte sie sein Näherkommen überhört.

Der Herr verbeugte sich.

„Gestatten, daß ich mich vorstelle: von Poser. — Fritz,“ wandte er sich an einen ihm folgenden Diener, „trage die Bücher auf mein Zimmer — ich komme nach.“

„Zu Befehl, Exzellenz.“

Der Diener verschwand im Dunkel des Korridors und Poser wandte sich wieder der Schwester zu.

„Das nenne ich Glück, daß ich Sie als Erster begrüßen darf, Schwester — Schwester — äh —“

„Carmen,“ ergänzte sie mit einem leichten Neigen des Kopfes.

„Schwester Carmen also,“ fuhr er fort. In seinem weißbärtigen Kaiser-Friedrich-Gesicht spiegelte sich jetzt deutlich das Wohlgefallen ab, das er beim Anblick der neuen schönen Schwester empfand. (Forts. folgt).



Das Heldenmädchen von Budapest

Eine Fünfzehnjährige befreit einen Sechszehnjährigen aus Lebensgefahr. — Der Sprung in die Donau.

In Csepel, der Fabrikvorstandt von Budapest, wird heute die 15jährige Juliska Kovacs als Heldin des Tages gefeiert, da sie unter Lebensgefahr einen ertrinkenden 16jährigen Jungen aus der Donau gerettet hat.

Beim Strandbad von Csepel war ein junger Mann vom Strudel erfaßt und in die offene Donau hinausgetrieben worden. Er rief laut um Hilfe. Unter den Badenden, die auf seinen Hilferuf aufmerksam geworden waren, befand sich auch sein bester Freund, Alexander Horvath, der, ohne lange zu überlegen, in die offene Donau hinausschwamm, um ihn zu retten. Als er in Reichweite kam, klammerte sich der Unglückliche so krampfhaft an ihm, daß er außerstande war, sich selbst über Wasser zu halten und unterging.

In diesem Augenblick erschien am Strande in Begleitung ihrer Gouvernante die 15jährige Juliska Kovacs, die Tochter eines Gutsbesitzers, die, als sie das Ringen der beiden jungen Leute im Wasser sah, ohne zu überlegen die Sandalen von den Füßen streifte und im leichten Kleidchen ins Wasser sprang. Die Gouvernante fiel in Ohnmacht.

Juliska schwamm tapfer zu den beiden ringenden jungen Leuten hinaus, als sie sie erreichte, war Alexander Horvath schon untergegangen. Das Mädchen erwischte mit einem geschickten Handgriff den anderen und schwamm, ihn hinter sich herziehend, zum Ufer zurück, wo die versammelte Menge mit angehaltenem Atem das aufregende Schauspiel verfolgte. Sie brachte den jungen Mann glücklich ans Ufer. Dann wandte sie sich sofort wieder der Unfallstelle zu, um den anderen Verunglückten zu retten. Vergeblich tauchte sie mehrere Male unter; sie konnte ihn nicht mehr finden. Inzwischen war aber die junge Retterin selbst auch schon völlig erschöpft und wäre noch ein Opfer ihres Rettermutes geworden, wenn nicht im letzten Augenblick ein Kahn zur Stelle gewesen wäre, der sie aufgenommen und ans Ufer gebracht hätte.

Der gerettete junge Mann wurde in ärztliche Behandlung genommen. Sein Zustand ist besorgniserregend, so daß er bisher noch nicht verhört werden könnte. Die Leiche seines Freundes ist trotz eifrigen Suchens noch nicht gefunden wurden. Die kleine Juliska wurde im Triumphzug in die elterliche Wohnung gebracht.

Der Mann, der ins Zuchthaus wollte

Das Erlebnis eines Millionärsohnes. — Ein toller Effekt.

Daß Zuchthäusler aus ihrem Gefängnis ausgebrochen sind, soll schon des öfteren vorgekommen sein, daß aber jemand in ein Zuchthaus eingebrochen ist, um dort als Zuchthäusler zu leben, dürfte immerhin neuartig sein. Harry Taylor, der 23jährige Sohn eines millionenschweren Yankees, hat den seltsamen Ehrgeiz besessen, das Leben der Zuchthaussträflinge aus eigener Erfahrung kennenzulernen, ohne sich eines Deliktes schuldig zu machen, das ihn ohne weiteres ins Zuchthaus gebracht hätte. Er mußte auf andere Mittel und Wege sinnen, sich die Pforten des Zuchthauses zu öffnen.

Es gelang ihm, sich eines Nachts unbemerkt in ein Zuchthaus einzuschmuggeln. Er gelangte in die Kammer, in der die Kleidung für die Zuchthäusler aufbewahrt wurde, und hatte so die Möglichkeit, sich als Zuchthäusler „einzukleiden". Gegen Morgen legte er sich auf die Lauer, und paßte den Augenblick ab, in dem die Sträflinge ihren Morgenspaziergang im Zuchthaushof absolvierten. Er brachte es fertig, sich — von den Aufsehern ungesehen — unter die herumspazierenden Zuchthäusler zu mengen, die in dem Neuen einen gerade hinzugekommenen Kollegen vermuteten. Nicht gering war das Erstaunen der wachthabenden Aufseher, als die Zählung der in das Zuchthaus zurückkehrenden Insassen ergab, daß nicht nur keiner fehlte, sondern daß es in der Freiviertelstunde unvermuteten Zuwachs gegeben hatte. Allgemeines Kopfschütteln, bis einer der wirklichen Sträflinge die Situation erfaßte, und angab, er habe sich einen Jux machen wollen und sich deshalb unter die Gefangenen gemischt. Die Justizbeamten, die eine Rüge wegen ihrer Unachtsamkeit fürchteten, überlegten nicht lange, und sorgten dafür, daß der Mann so schnell als möglich aus dem Zuchthause hinauskam. Harry Taylor war an seinem Ziel: er wurde unter der Nummer des Entkommenen in dessen Zelle gebracht.

Die Freude dauerte jedoch nicht lange. Man entdeckte bald, daß sich ein falscher Sträfling unter den Zuchthausinsassen befand, und daß ein wirklicher Schwerverbrecher, ein Mann, der wegen Ermordung eines Beamten noch zwölf Jahre hätte absitzen müssen, entkommen war. Harry Taylor mußte sich vor dem Zuchthausdirektor verantworten, der die Wünsche des reichen jungen Mannes respektierte und ihm zehn Tage Arbeit in der Werkstatt der Zuchthäusler zudiktierte. Taylor unterzog sich mit Vergnügen dieser Strafe; er arbeitete zusammen mit den übrigen Gefangenen, mit denen er sich bald angefreundet hatte und von denen er sich allerhand aus ihrem Leben erzählen ließ.

Die Episode aus Taylors Leben sollte indes doch mit einem Knalleffekt enden: Ein herkulisch gebauter Einbrecher fragte Taylor eines Tages, wen er für den stärksten unter den Sträflingen halte. Nachdem Taylor einen Negerboxer — einen gefährlichen Räuber und Tagedieb — sehr fürchtete, fiel seine Wahl auf diesen Schwarzen, was jedoch wiederum dem Einbrecher nicht gefiel. Taylor mußte erkennen, daß auch die Fäuste des Einbrechers, die er nun zu spüren bekam, nicht von Pappe waren, und daß der Negerboxer vielleicht der sympathischere Gegner gewesen wäre. Der Einbrecher jedenfalls richtete den Zuchthäusler aus Neugierde übel zu, und stark ramponiert mußte der Millionärsohn ins Zuchthauslazarett gebracht werden. Dort liegt er jetzt und wartet auf seine Genesung. Seine Vorliebe für Zuchthäuser dürfte, bis er aus dem Spital entlassen wird, erloschen sein.

St. F.

Noch einmal Ball spielen . . .

In Budapest geschah es. Ein 65 Jahre alter Greis saß auf der Bank eines Spielplatzes. Er hatte vom Leben nichts mehr zu erwarten. War seit fünf Jahren arbeitslos. Seine Frau lag in einem Kellerloch krank danieder. Er war fest entschlossen, ein Ende zu machen. Seine Hand hielt krampfhaft den Revolver umklammert. Kinder, lustige, lebensfrohe Kinder, unerfahrene Anfänger des Lebens, taumelten um ihn herum. Sie spielten Ball. Der Ball fiel zu den Füßen des alten, verzweifelten Mannes. Und da plötzlich wurde der Greis, in Angesicht des sicheren und unabwendbaren Todes, wieder zum Kinde. Jugenderinnerungen wurden in ihm wach. Er hob den Ball auf und konnte der Versuchung nicht widerstehen. Noch einmal in diesem Leben wollte er Kind sein. Ballspielen, lachen, laufen, herumtoben. Das krasse Elend, die todkranke Frau daheim, das nahende Ende, alles, alles war vergessen. Er stellte sich unter die spielenden Kinder, jauchzte und rannte mit ihnen. Warf den Ball hoch, keuchte und schwitzte. Versuchte die Erinnerungen der glücklichen Kindesjahre für einen kurzen Augenblick zu erhaschen. Nur einige, wenige Minuten dauerte das Spiel. Dann — der Greis trottete müde, resignierten Schrittes an seinen Platz zurück, nahm seinen Revolver, ein Schuß ertönte und alles war aus. Kinder standen um ihn herum, mit großschauenden Kinderaugen sahen sie das ihnen Unfaßbare an. Das Spiel verstummte, um dann mit erneuter Kraft wieder zu beginnen. Das Leben ging unerbittlich weiter.

Temperatur und Verbrechen

Hochkonjunktur in Liebe und in Verbrechen bringen die Monate der Rosen und der Nachtigallen. Mit der steigernden Kurve des warmen Wetters wächst in gleicher steiler Höhe die Anzahl der Verbrechen. Eine Statistik über die Verbrechen der letzten 40 Jahre in Frankreich weist die Höchstzahl der ausgeführten Delikte im Monat Juni nach.

Die Kriminalisten bestätigen den engen Zusammenhang zwischen der gesteigerten Temperatur und dem Anreiz zum Verbrechen, im besonderen sind Jähzorn und Roheitstaten eine Folgeerscheinung des heißen Wetters, aber auch Morde und Ueberfälle aus sexuellen Motiven kommen in dieser Zeit häufig vor. Diese Verbindung zwischen Sommer und Verbrechen gilt aber nur für die gemäßigten Zonen; die Tropen erleben — in vollständigem Kontrast zu europäischen Verhältnissen — in den heißesten Monaten einen Tiefstand der Verbrechenskurve.

Die Rosenmonde haben neben den vielen glücklichen Pärchen und der großen Anzahl von neugeschlossenen Ehen aber auch eine Fülle von Selbstmorden zu verzeichnen, deren Motive meist verschmähte Liebe oder Eifersucht sind. Eng verbunden sind die Extreme des Daseins, und Glück und Unglück finden Ausgleich in der sachlichen Berechnung der Statistik.

Hinchliffes Botschaft aus der anderen Welt

London. Eine eigenartige Geschichte wird vom Sunday Expreß erzählt. Durch ein Medium will die Frau des Atlantikfliegers Hinchliffe über das Schicksal ihres Gatten in überzeugender Weise näheres erfahren haben. Mit dem Medium wurde sie durch die Vermittlung Conan Doyles bekannt. Hinchliffe startete, wie erinnerlich, im vergangenen März mit Miß Elsie Mackey, der Tochter des Reedereimagnaten Lord Inchcape, nach geheimen Vorbereitungen plötzlich zu einem Ozeanflug und wurde nicht wieder gesehen.

Die Botschaft Hinchliffes aus der anderen Welt an seine Frau ist interessant genug, um wiedergegeben zu werden: „Nachdem wir Mizzen Head im Norden Irlands passiert hatten, steuerten wir 1360 Kilometer westnordwestlich. Das Wetter war gut, aber bewölkt. Wir flogen durch leichten Nebel. Es war dies zwischen 2 und 10 Uhr nachmittags. Unsere Geschwindigkeit betrug 130 bis 140 Kilometer pro Stunde. Um 10 Uhr abends gerieten wir in schlechtes Wetter, doch war unsere Stimmung gut. Wir machten noch Fortschritte. Gegen Mitternacht nahm unsere Geschwindigkeit sogar auf 160 Kilometer zu, und unser Kurs führte etwas nördlich. Nach etwa 1500 Kilometern gerieten wir jedoch in einen furchtbaren Sturm mit Regen und Schnee. Infolge des Windes zerbrach eine Strebe des linken Flügels, und der Stoffüberzug zerriß. Ich erkannte, daß ein weiteres Vorwärtskommen unmöglich war und änderte den Kurs nach Süden, in der Hoffnung, dem Sturmzentrum zu entgehen und die Azoren zu erreichen.

Bis drei Uhr früh setzten wir unseren Flug fort, langsam immer niedriger kommend. Um ein Uhr wußte ich aber bereits, daß wir verloren waren, da der Kompaß versagte und eine der Zündkerzen aussetzte. Als Miß Mackey dies erkannte, wurde sie ohnmächtig und kam nicht wieder zu Bewußtsein. Ich flog, so gut es ging, und um 3 Uhr morgens landete ich auf dem Wasser, 1½ Kilometer von den Azoren entfernt. Ich nahm einen letzten Schluck Tee aus meiner Flasche und versuchte dann, schwimmend den Strand zu erreichen. Nach 20 Minuten verlor ich aber das Bewußtsein und ertrank. Miß Mackey erwachte nicht mehr aus ihrer Ohnmacht und ging mit der Maschine unter."

Der geheimnisvolle Steinregen

Es ist immer wieder die alte, längst abgedroschene Sache mit der menschlichen Schulweisheit — eine Phrase, die dennoch ewig wahr bleibt . . . Was anderes soll man äußern bei folgendem seltsamen, aber spannenden seltsamen, aber spannenden Bericht des Holländers W. G. Grottendieck, der auf das bestimmteste versicherte, das erzählte Geschehen sei wortwörtlich wahr —?

Ich war einmal Zeuge eines anormalen Vorganges, den ich mit der größten Sorgfalt beobachten konnte. Ich hatte die Durchquerung der Dschungeln von Palembang nach Djambi (Sumatra) in Begleitung von fünfzig javanischen Eingeborenen beendet. Bei meiner Rückkehr zum Ausgangstore fand ich meine gewöhnliche Wohnung besetzt. Darum mußte ich meinen Schlafsack in eine andere, noch unvollendete Hütte schaffen, die aus Balken erbaut und mit getrockneten Kadjangblättern gedeckt war. Die Hütte lag vor der früheren, die Eigentum der Oelkompagnie war, in deren Dienst ich stand, sehr weit entfernt. Ich befand mich allein mit dem Diener in der Hütte, die ganz von Dschungel umgeben war.

Ich breitete meinen Schlafsack auf dem hölzernen Fußboden aus und schlief bald ein. Gegen ein Uhr wurde ich halb wach von einem Geräusch, das durch etwas außerhalb des Moskitonetzes in der Nähe meines Kopfkissens Niedergefallenes hervorgerufen war. Ein paar Minuten später war ich ganz wach und sah mich um, was es wohl sein möchte, das da immer wieder von oben niederfiel. Ich bemerkte schwarze Kieselsteine von etwa 2 Zentimeter Länge. Ich erhob mich, nahm die Lampe und sah nun, daß die Steine von der Decke herunterkamen, eine Parabel (krumme Linie beschrieben und neben meinem Kopfkissen niederfielen. Die Steine fielen mit bemerkenswerter Langsamkeit, ich möchte sagen: sie zögerten in der Luft, zugleich aber war das Geräusch ihres Aufschlagens im Verhältnis zur Langsamkeit des Fallens merkwürdig laut.

Ich begab mich ins Nebenzimmer, um meinen jungen malaiischen Diener zu wecken, der auf dem Fußboden neben der Tür fest schlief. Als ich mich über ihn beugte, fielen an der früheren Stelle rasch hintereinander zwei Steine nieder. Ich befahl ihm, hinauszugehen und den Dschungel in der Umgebung der Hütte zu untersuchen. Ich selber leuchtete mit der elektrischen Lampe das Blattwerk ab. Unterdessen hörten die Steine nicht auf zu fallen. — Der Junge kam zurück und ich schickte ihn als Wächter in die Küche, während ich selber neben dem Kopfkissen niederkniete, um das Fallen aus nächster Nähe zu beobachten. Ich versuchte die Steine aufzufangen, aber es gelang mir nicht: sie machten in der Luft einen Satz . . . Die ich dann aufhob, waren heiß . . . Nun stieg ich auf die niedrige Zwischenwand, die mein Zimmer von dem des Dieners trennte, um die Decke zu untersuchen. Ich stellte fest, daß die Steine aus der Kadjang-Blätterschicht kamen, die aber nicht durchlöchert war. Neuerdings versuchte ist sie aufzufangen wie sie an mir vorbeifielen, aber vergeblich.

Ueberzeugt, daß irgend ein Witzbold die Hand im Spiele habe, nahm ich mein Mausergewehr und schoß aus dem Fenster fünfmal in den Dschungel, mit dem Erfolg, daß die Steine in der Hütte mit vermehrter Heftigkeit niederprasselten. Die Schüsse schienen meinen schlaftrunkenen Diener, der inzwischen mit der Meldung, daß in der Küche alles in Ordnung sei, wieder eingetreten war, erst richtig wach zu machen. In dem Augenblick aber, da er selber die Steine fallen sah, packte ihn das Entsetzen. Er schrie, es sei der Teufel, der sie schleudere, und riß aus und verschwand für immer in den Dschungel. Sobald er fort war, hörte der Steinregen auf . . .

Tanz-Derby der Wahnsinnigen

In den Tagen des „Schwarzen Todes" wurde die Menschheit aus Verzweiflung von einer Tanzwut befallen, die schon an Paroxismus grenzte und gegenwärtig scheinen wir eine Variation dieser entarteten Tanzleidenschaft zu erleben, die in dem Lande des Reichtums und der unbegrenzten Möglichkeiten als neueste Sensation grassiert. In Neuyork hat man ein Tanz-Derby veranstaltet, um einen Weltrekord des Dauertanzes aufzustellen, und viele hunderte von Tanzpaaren konkurrierten auf dem Parkett eines Riesensaales um die Meisterschaft. Der Zustand aller Teilnehmer gibt zu ernstester Besorgnis Anlaß und das seltsame Verhalten der amerikanischen Polizei, die derartige Veranstaltungen nicht mit allen Mitteln inhibiert, erregt berechtigtes Staunen. 262 Stunden wütet schon dieses grauenvolle Turnier, das in seiner marternden Grausamkeit fast an die spanischen Stierkämpfe erinnert, dort ist ein Tier Opfer für des Menschen Prahlsucht und hier der Sieger des Endkampfes eine Beute seiner Eitelkeit. Die Paare brauchen verzweifelte Mittel, um einander wach zu erhalten, sie treten einander auf die Schienbeine und schlagen sich gegenseitig ins Gesicht, um ihre erschlafften Glieder von neuem aufzupeitschen. Die dauernde Bewegung des Drehens erzeugt natürlich Schwindel und Uebelkeit, und viele Teilnehmer sind bereits im Stadium ausbrechenden oder beginnenden Wahnsinns. Eine Tänzerin wurde von der Vorstellung befallen, da sie auf einer Wiese Blumen pflücke, und sie ließ keinen Zweifel über ihre geistige Verstörtheit: sie drehte sich weiter im Kreise, noch als das Zeichen der Ruhepause gegeben wurde und man mußte sie schließlich mit Gewalt disqualifizieren. Verfolgungswahnsinn schlimmster Art befiel einen Tänzer, er glaubte sich von einer Bande Taschendiebe verfolgt und verließ tobend den Saal, um die angeblichen Diebe zu fassen. Nach zweihundertstündiger Dauer befanden sich noch neunzehn Paare auf dem Tanzboden von Madison Square Gardens und nach zweihundertdreißig Stunden tanzten siebzehn Paare unentwegt weiter.

Vergeblich blieben alle Apelle an das Neuyorker Gesundheitsamt, das grauenhafte Tanz-Derby abzubrechen, der Kommissar erklärte, daß er mit keinen gesetzlichen Mitteln das Dauertanzen untersagen könne. Diese Entscheidung mutet um so grotesker an, wenn man erfährt, daß vor kurzem die Zensurbehörde Neuyorks einen Film beschlagnahmt hat, darin verschiedene Tänze vorgeführt wurden. Die Zensur ließ sowohl Jazz wie Charleston und Black Bottom passieren, verbot aber Tänze des vorigen Jahrhunderts als unsittlich und aufreizend. So wurde der Tanz „Hoochie-Koochie", den die berühmte Fatima auf der Chicagoer Weltausstellung 1893 kreierte, durch die Zensur gestrichen. Bei einer derartig seltsamen Justiz dürften wir Zuschauer in Europa noch mancher fantastischen Sensation gewärtig sein, und vielleicht bringt man als Novität ein Tanz-Derby wirklicher Irrenhausinsassen!